

Die Kinder klagen an!

Von
Karl Scheffler

Auf großen Plakaten, die zum Besuch von Versammlungen einladen, in denen gegen den Young-Plan protestiert und für ein Volksbegehren Stimmung gemacht werden soll, steht in riesigen Lettern: „Die Kinder klagen an!“

Wen klagen sie an? Es heißt: Die Regierung, alle politisch in der Mitte oder links stehenden — das sind drei Viertel der ganzen Nation. Diese alle werden Landesverräter genannt. Wird solche Anklage wirklich erhoben; ist's nicht eine Lüge? Nein, es ist wahr: ein großer Teil der Jugend klagt wirklich so an. Guten Glaubens und mit echter Empörung. Verantwortlich für alles, was noch auf Generationen hinaus das deutsche Volk drücken wird, werden die gemacht, die mit dem Mute der Ergebung und der Geduld das Schicksal der Besiegten auf sich nehmen.

Woher nimmt die Jugend die Argumente für ihre Anklagen? Sie nimmt sie den Vätern aus dem Munde. Das ist natürlich. Wem sollten die Kinder vertrauen und nachsehen, wenn nicht den Vätern! Aus eigener Anschauung und Erfahrung können sie nichts wissen. Als der Krieg kam, waren die, die heute ihren Willen durchsetzen wollen, zwanzig Jahre alt oder noch jünger. Keiner von diesen heute Jung-Männlichen hat den Krieg zwanzig Jahre lang kommen sehen. Mit machtloser Sorge. Keiner hat die unfelge Politik zwischen 1890 und 1914 erlebt, keinem waren Bismarck und Wilhelm der Zweite jemals vertraute Gestalten. Die Väter aber, die ihren Kindern Aufschluß geben und sie zur Rache stacheln, die heute fünfzigjährigen oder Älteren, haben diese Zeit vor dem Kriege mit Bewußtsein erlebt. Sie sind es nun im Grunde, die von den Anschlagssäulen, von den Rednertribünen herabrufen: „Die Kinder klagen an!“

Benommen steht man vor so viel Unwahrhaftigkeit. Aber auch dieses sind nicht bewußte Lügen. Es ist schlimmer. Verzweifelt erscheint die Lage, weil auch die Väter gutgläubig handeln, weil sie in fünfzehn schweren Jahren nichts, gar nichts gelernt haben. Weil sie noch immer sich selbst belügen. Weil unbelehrbare Dummheit sie so sprechen und neue Katastrophen vorbereiten läßt.

Wo sie doch an die eigne Brust schlagen und zu den Kindern sagen sollten: „Uns klagt an, denn vor euch sind wir schuldig!“ Sie haben einst das Recht und die Macht gehabt, die Stimme zu erheben und laut Nein zu sagen zu Wahnsinnstaten, die Jahr für Jahr begangen wurden. Sie selbst haben Kindern und Kindeskindern das Schicksal der Schuldlosigkeit mit bereitet. Die „Mittelschuld Deutschlands am Kriege“ ist dummes Gerede. Ein Krieg wäre auf jeden Fall gekommen; es war ein Weltwirtschaftskrieg, eine gewaltige Selbstentzündung. Daß in diesem schicksalhaften Kriege aber Deutschland allein gegen die ganze Welt stand, daß es vorher eingekreist werden konnte, daß es Jahrzehnte lang Mißtrauen und Unruhe weckte, daß es fortgesetzt Wind sät, um dann Sturm zu ernten, daß die deutlichen Wetterzeichen nicht verstanden wurden: das ist die Schuld von vier Fünfteln aller Väter. Was hätte schließlich der unfelge Mann auf dem Thron machen können, wenn die Mehrzahl der Männer damals anders gewollt hätte. Keiner hat den Krieg gewollt, im Gegenteil, jeder wollte Frieden, in dem man immer wohlhabender werden konnte. Fast keiner wollte dann aber auch folgerichtig die Mittel des Friedens. Ein Gott schlug alle mit Blindheit.

Wie war es denn? Ist wirklich alles vergessen? Nach dem politischen Herbststurm im Jahre 1908, als den Deutschen einen Augenblick die Wahrheit dämmerte und die Gemüter empfänglicher für Warnung waren, habe ich in der „Zukunft“ einen Aufsatz veröffentlicht, den ich „Bußtag“ nannte. Nachstens ist wieder ein Bußtag. Da ist es vielleicht nützlich, die Erinnerung den mit Unlicht Vergesslichen aufzufrischen und einige Sätze zu wiederholen:

„Alle Fehler, die dem Kaiser nun mit Recht vorgeworfen wurden, sind Rationalfehler geworden. Unser Volk hat sich selbst die Bitterkeit der eben erlebten Tage bereitet. Es ist seit fünfzehn Jahren mit der Politik zufrieden, die uns den Katastrophen immer näher führt; es wollte diesen Weg geführt sein, will es noch heute. Wäre vom ersten Tage der Regierung Wilhelms des Zweiten ab die Nation anderen Sinnes gewesen als er, so hätte er nie die Macht gehabt, uns dahin zu leiten, wo wir nun stehen. Nur wenige haben widersprochen; viele haben es gehen lassen, wie es ging; die meisten aber waren überzeugt, gut regiert zu werden. Die Opposition hat sich immer darauf beschränkt, Einzelnes, Zufälliges und Nebensächliches nach den Verträgen der Parteidogmen zu bemängeln. Eben diesen Kaiser wollte die unendlich arbeitssame, aber in kalten Erwerbsinstinkten täglich tiefer versinkende neudeutsche Nation. Ihrem rastlosen Materialismus entspricht der ruhelohe Materialismus Wilhelms des Zweiten. Fürst und Volk sind gleichmäßig den Suggestionen der Quantitäten unterlegen, und beide verstehen gleich schlecht den Adel der Qualität; beide begeistern sich für Expansion, für die Anhäufung von Machtmitteln, für den Besitz an Arbeit, Geld, Wissenschaft oder Kunst, nur um des Besitzes willen. Das deutsche Volk dieser Jahrzehnte ist stark, ja, beinahe groß im Materiellen, und nicht eine Spur von Tragheit ist in ihm; aber es ist ohne Tiefe. Kühn ist es ohne Grazie, kräftig ohne Schönheit, klug ohne Weisheit, tugendhaft ohne schöpferische Eitlichkeit, gehorham ohne frei dienende Ehrfurcht. Immer sind wir noch in Gründerjahren, und schon darum gefällt der Nation die Gründerpolitik, der Parvenü-Imperialismus. Wilhelm der Zweite ist der Kaiser der merantilen Interessen, materialistisch trotz seiner Romantik, unpersönlich trotz seiner „Impulsivität“, ein Wille und ein Selbstgefühl, doch ohne höheres kritisches Bewußtsein und darum ohne festes Ziel, ein Mensch des Augenblicks ohne geniale Instinkte und ein Genußtemperament ohne Geschmackskultur. Ein Kaiser des allgemeinen Industrie-Ilusionismus, ein Fürst aller Fehler des Überganges. Der im Grunde heute allmächtige Kaufmann hat ihn mit beleidigender Zärtlichkeit seinen „besten Geschäftsreisenden“ genannt. Dieser gekrönte „Geschäftsreisende“ ist es, dem die geschäftlich gewordene Nation solange zugejubelt hat, denn unter seinem Regime ist sie reich geworden; ihn schilt sie jetzt, da sein Fehler die Geschäfte zu schädigen droht... Zum Verräther der Nation wird nur das aus der Notwendigkeit geborene Ereignis, die urfächlich herbeigeführte Katastrophe. Eben jetzt wurde uns eine Warnung; schneit aber ist das furchtbare Symptom wieder zum Guten gebuchtet worden. Denn die Nation weiß in einem ihr selbst unverständlichen Instinkt, daß sie mehr braucht als eine Warnung, Stärkeres

als nur Betterleuchten. Sie will das große reinigende Gewitter. — Das wird kommen. Ein furchtbarer Krieg wahrscheinlich und schwere Niederlagen. Unsere Söhne werden eben in dem Moment, wo sie die Früchte dieser Zeiten genießen wollen, für die Sünden der Väter mit Leben oder Gesundheit, unsere Töchter mit Unfruchtbarkeit bezahlen müssen.“

So dachten und sprachen damals die wenigen. Es gehörte nicht Prophetengabe dazu, sondern nur Ehrlichkeit vor sich und anderen. Von den damals so schwer und gewiß nicht leichten Herzens Beschuldigten ist in der Folge aber nur ein Teil in sich gegangen; die, die niemals in sich selber die Schuld suchen, sondern immer in anderen, hegen heute ihre Kinder auf. Vor der Geschichte sind sie die Angeklagten; zur Zeit aber dürfen sie noch großmütig versichern, sie allein wüßten, was Vaterlandsliebe, Staatsklugheit und Ehre ist, dürfen sie den reinen Heroismus der Kinder noch mißbrauchen, dürfen sie in aller Freiheit zu Landverderbern werden. Wo der rechte Mann, der damals geirrt hat und in Wahrheit der Besiegte der Zeit ist, zu seinem Sohne sprechen sollte: „Ich kann dich nichts lehren, zu sehr habe ich mich getäuscht; ich trage Schuld daran, daß dein und deiner Kinder Leben schwer sein wird, daß du das Vaterland mit von Grund auf neu bauen mußt. Lerne du selbst vom Leben bessere Einsicht. Und zürne mir nicht, wenn du tannst, denn mit mir haben Millionen geirrt.“

Totschlagen oder Heiraten

Das Schicksal der Maoris

Von
Colin Ross

Sonderberichterstatter der „Bosfischen Zeitung“

Auckland, im Herbst

Totschlagen oder heiraten! — Das ist eine etwas brutale Formel. Aber Kolonisation, soweit sie nicht Handelsförderung war, sondern wirkliche Besitzergreifung, hat immer zwischen diesen beiden Polen geschwankt —, von der Sklaverei abgesehen, die ein zweedmäßiges Mittelglied war, aber heute aus der Mode gekommen ist.

Hier in Neuseeland haben die Weißen es zunächst mit dem Totschlagen versucht. Da sie aber auf ungewöhnlich kriegerische Eingeborene stießen, ging es mit dem Ausrotten nicht so einfach, sondern die Ureinwohner schlugen kräftig wieder tot.

Die Maori-Kriege dauerten fast ein halbes Duzend Jahre, und sie waren alles andere als ein militärischer Spaziergang. Die Maoris paßten sich in ihrer Technik und Strategie überraschend schnell der europäischen Waffenwirkung an. Sie bauten bereits in den sechziger und siebziger Jahren Schützengräben, Unterstände und Feldbefestigungen, die selbst im Weltkrieg noch mit Ehren bestanden hätten. Aber wenn sie auch nicht mehr wie früher offen auf den Wällen ihrer Pa's stehend Speere schleuderten, sondern aus guter Deckung heraus Musketen abfeuerten, an einem hielten sie fest: an der Kriegsführung als einem fairen Sport. Es war zwar in ihren Stammeskriegen durchaus guter Ton, die Gefangenen aufzufressen, aber der Gebrauch einer Kriegslüge galt als unfair. Noch in den Kriegen gegen die Engländer kam es vor, daß die Maoris erst zum Angriff schritten, wenn der Gegner seinen Aufmarsch vollendet hatte, oder daß sie den Kampf abbrachen, wenn der Feind unter besonders ungünstigen Bedingungen zu leiden hatte, und solange warteten, bis die Bedingungen gleich waren.

Die Engländer hatten allerdings für eine derart weitgehende Auslegung des „fair play“ kein Verständnis und mancher englische Sieg war nur durch eine etwas weniger sportliche Auffassung von Kriegsführung möglich. Trotzdem endeten die Maori-Kriege nicht mit einer Niederlage der Eingeborenen, sondern mit einem Vertrage.

Die Neuseeländer rühmen sich, daß dieser Vertrag das einzige Abkommen zwischen Weißen und Farbigen sei, das von den ersteren auch wirklich gehalten wurde. Der wichtigste Punkt für die Maoris war, daß sie in uneingeschränktem Besitz ihrer Ländereien blieben. Und auch in der Folge wachte die Regierung sorgfältig darüber, daß die Eingeborenen nicht durch irgendwelche Spitzfindigkeiten um ihr Land geprellt wurden, wie das sonst zwischen Weiß und Farbigen üblich war.

Im übrigen beendete der Vertrag ein für allemal alle Feindseligkeiten mit den Eingeborenen, und die Periode des Totschlagens wurde weitgehend durch die des Heiratens abgelöst.

Amerika auf der Zollfriedenskonferenz

Genf, 26. Oktober | Ullstein-Nachrichtendienst

Das Wirtschaftskomitee des Völkerbundes unter dem Vorsitz von Staatssekretär Trendelenburg hat die Generaldebatte über den englisch-französisch-belgischen Regierungsantrag betreffend den Zollwaffenstillstand begonnen.

In der Debatte sprach u. a. auch der nichtoffizielle Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Eastman, der hervorhob, daß die Vereinigten Staaten, obwohl es sich hier um ein europäisches Problem handle, doch wegen ihres Interesses an der Wohlfahrt Europas nicht ganz teilnahmslos seien.

Außerdem besaßte sich das Wirtschaftskomitee mit der Frage der landwirtschaftlichen Krise. Zum Studium der Schwierigkeiten, denen gegenwärtig die Landwirtschaft in allen Ländern unterliegt, wird der Völkerbund einen besonderen Ausschuß bestellen, in dem u. a. auch Deutschland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich, England, Österreich und eine Reihe anderer Länder vertreten sein werden. Dieser Sachverständigenausschuß wird nach einem Antrag von Staatssekretär Trendelenburg vor allem sich mit dem Getreideproblem zu befassen haben, besonders mit der augenblicklich im Getreidebau herrschenden Krise.

Wie viele haben wohl das wahre Ehrgefühl so zu sprechen? Es geschieht etwas anderes. Ein großes Handelshaus bricht zusammen, zur Hälfte durch eigene Schuld; und nun werden die Konkursverwalter beschuldigt, sie raubten den Kindern das Vermögen. Wo doch nur die Sünde der Väter an den Kindern heimgesucht wird — die Sünde jener Dummheit, die Schlechtigkeit wird, wenn sie sich das Regiment anmaßt.

Die Kinder werden einst ganz anders anklagen. Wenn ihnen die Augen aufgehen. Wer nur ein wenig Bitterung hat, muß doch auf zehn Jahre vorwärts eine neue Revolution riechen. Nicht eine Revolution von rechts, sondern von links, unbewußt, aber emsig vorbereitet von den ewig Unbelehrbaren — auf der Kanzel, auf den Richterstühlen, in den Schulen, Universitäten und in der Familie —, von den Toten, die mit Spatengeklirr ihre Toten begraben, von allen, die das große Verbrechen am Kind begehen, die in ihm nicht die zukünftige, bessere, selbständigere, menschlichere Menschheit anschauen und Geschöpfe Gottes, die zur Bescheidenheit mahnen, sondern die das Kind zu Knechten des eigenen, selbsttätigen Irwahrns zu machen suchen. Die neue Revolution wird kommen, wenn sich die Kinder freigemacht haben von den aus einem schlechten Gewissen stammenden Einflüsterungen. Dann werden die Kinder in Wahrheit anklagen.

Aber indem sie es tun, werden sie Frieden schließen mit ihrem Volke.

Neuseeland ist zu 99,9 v. H. britisch, ja, es gilt im allgemeinen für englischer als England selbst, und so ist es einigermaßen verblüffend, daß die weißen Neuseeländer im Gegensatz zu dem sonstigen Rassenstolz der Engländer den braunen Maoris nicht nur völlige politische und wirtschaftliche, sondern auch restlos gesellschaftliche Gleichberechtigung zuerkennen. Neuseeland ist das einzige angelsächsische Land, in dem die Heirat mit einer Farbigen keine soziale Minderereinschätzung bedeutet, und in dem der Halbkast völlig gleichberechtigt neben dem Weißen steht.

Neuseeland könnte also als Beweis dafür gelten, daß es auch ohne Rassenvorurteil geht, und daß alle Rassenprobleme durch die Methode des Heiratens gelöst werden könnten. Aber die Engländer sind ein inkonsequentes Volk. Sie regieren ein großes Weltreich nicht nach einer einheitlichen Idee, sondern jede Kolonie oder Dominion, wie es ihnen gerade paßt.

Die englischen Neuseeländer begründen die Ausnahmestellung, die sie den Maoris und Maori-Mischlingen zubilligen, damit, daß es sich bei ihnen um eine besonders hochstehende Rasse handle. Aber das ist keine Begründung für die Durchbrechung eines sonst so strikt eingehaltenen Prinzips, ganz abgesehen davon, daß die Inder den Polynesiern kaum nachstehen und als Arier uns rassenverwandt sind.

Nein, es handelt sich hier augenscheinlich um eine ähnliche Inkonsistenz des angelsächsischen Rassengefühls wie es sich in Nordamerika gegenüber den Indianern zeigt. Ich glaube, der unterbewußte Grund liegt darin, daß man es in beiden Fällen mit stark dezimierten, aussterbenden Rassen zu tun hat. Man erblickt in der Vermischung mit den Resten einer dem Tode geweihten Rasse keine Gefahr mehr und glaubt ungekräft als Erbe die romantische Gloriole dieses aussterbenden Volkes übernehmen zu können.

Das mit dem Aussterben haben sich die Maoris jedoch augenscheinlich seit einiger Zeit überlegt, genau wie die nordamerikanischen Indianer, die auch nicht mehr aussterben wollen. Seit längerer Zeit halten sie ihren Bevölkerungsstand, in den letzten Jahren haben sie sogar zugenommen. Immerhin betragen die neuseeländischen Polynesier auch heute noch nicht mehr als 4 Prozent der Gesamtbevölkerung. Von einer Gefährdung des rein weißen Charakters Neuseelands könnte also noch auf lange Zeit oder nie die Rede sein, wenn nicht in gewissen Kreisen Neuseelands die Tendenz bestände, den Machtbereich des Dominions auf immer weitere Inselgruppen auszuweiten und ein kleines neuseeländisches Südpazifik-Imperium zu bilden. Heute schon reicht „Größer-Neuseeland“ von der Antarktis bis zu den Tropen. Das eisstarrende Rossland gehört ebenso dazu wie die Cookinseln. Und der Friedensschluß gab den Neuseeländern noch das Mandat über Samoa.

Wenn nun auch die Seelöwen und Pinguine von Rossland den Neuseeländern keine Rassenprobleme aufgeben, so tun es die Bewohner der Cookinseln und die Samoaner um so mehr. Von Rarotonga, einer Insel der Cook-Gruppe, stießen die Doppelkannus ab, die die polynesischen Entdecker nach Neuseeland brachten. Neuseeland ist die letzte und die jüngste polynesischen Koloniegründung. Und der Polynesier auf Rarotonga oder Samoa sieht auf den Maori ebenso ein klein wenig als „Colonial“ herab, wie mancher Engländer auf den weißen Neuseeländer. Zum mindesten sehen diese Polynesier nicht ein, warum sie weniger Rechte haben sollen als die Maori und fordern parlamentarische Vertretung.

Die Maoris auf Neuseeland haben volles Wahlrecht, und im Parlament in Wellington sitzen Vollblut-Maoris als Abgeordnete. So wird es auf die Dauer schwierig sein, den übrigen unter neuseeländischer Flagge lebenden Polynesiern die gleichen Rechte zu verwehren.

Die Neuseeländer hielten sich auf Grund ihrer Erfahrungen mit den Maoris für besonders befähigte Kolonisatoren. Und als sie Samoa besetzten und in Verwaltung nahmen, da geschah es in der Absicht, nun einmal den Deutschen und der ganzen Welt zu zeigen, wie eine vorbildliche Kolonialregierung aussieht. Die wachsende Unzufriedenheit und Unruhe auf Samoa als Folge der neuseeländischen Verwaltung zeigen jedoch, daß ein Volk wohl langjährige Praxis in der Methode des Totschlagens wie der des Heiratens haben kann, ohne damit den Rassenproblemen von heute gewachsen zu sein. Denn diese sind leider zu kompliziert geworden, als daß sie sich mittels der alten einfachen Formel lösen ließen.

— Sterzuacht Beilagen —

Verantwortlich für die Anzeigen: Willy Sauer, Neutölln
Verlag und Druck: Ullstein & Co., Berlin